

1700 Jahre nach der Constantinischen Wende (312/13): Vergangenheit und Gegenwart eines weltgeschichtlichen Ereignisses

Heinz Sproll

Längst bevor die Kulturwissenschaft vom kollektiven bzw. kulturellen Gedächtnis sprach und der Kult medialer Erinnerung in den letzten Jahrzehnten sich entfaltete, hatte die Kirche seit ihren Anfängen in ihren Narrativen das Heilswirken Gottes, ihre Heiligen und die Ereignisse der Weltgeschichte in ihrer *Memoria* vergegenwärtigt. Da für die Kirche Geschichte nicht ein beliebiges Konstrukt oder Produkt einer geschichtsphilosophischen Spekulation (im Sinne Hegels oder Marx) ist, sondern der Raum, in dem Gott sein Heil wirkt, ist Vergangenheit auch nicht ein fremdes Objekt von bloß antiquarischem Interesse für die positivistische Geschichtswissenschaft, sondern als (Heils-)Geschichte in ständiger hermeneutischer Verbindung mit Gegenwart und Zukunft. Die Theologie der Inkarnation des *Logos* in der Geschichte und seines geschichtlichen Fortwirkens in der Kirche bis zum *Eschaton* ermöglicht eine solche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfassende, zugleich alle Historizität übersteigende Hermeneutik der Geschichte.

Bereits Eusebius von Caesarea (ca. 264-339) und die *Actus Silvestri* (5. Jahrhundert) sahen in der Konversion Kaiser Constantins (272/273-337) und der mit ihr ausgelösten Wende eine unmittelbares Eingreifen der *Providentia Dei* in die Menschheitsgeschichte, - präfiguriert in dem providentiellen Ereignis der *Pax Augusta*, in der der *Logos* in Jesus Christus geboren wurde und Fleisch annehmen wollte (Lucas 2,1-20). Bis zur Aufklärung hielt Europa das heilsgeschichtliche Paradigma der Constantinischen Wende in seinem kulturellen Gedächtnis fest, bis Edward Gibbon (1737-1794) und Jacob Burckhardt (1818-1897) unter deistischen Prämissen meinten, diese Wende auf machtpolitische Strategien reduzieren zu müssen. Es lag dann in dieser Entwicklungslogik, dass in weiten Teilen des deutschen Kulturprotestantismus im 19. und 20. Jahrhundert die Constantinische Wende als Ursache einer verhängnisvollen Dekadenzgeschichte verstanden wurde, der in der Indienstnahme des Staates durch die Kirche einen Verrat an den vorgeblichen Idealen der frühen, noch biblisch geprägten Urgemeinde sah. So sei die Kirche von einer Liebes- zu einer Rechts- und Machtkirche (Rudolf Sohm 1841-1917) entartet.

Dagegen rief Papst Pius X. (1835-1914) und mit ihm die gesamte katholische Kirche im Kontext der 1600 jährigen Erinnerung an die Constantinische Wende in umfangreichen Feierlichkeiten und

Ansprachen den Gläubigen ins Gedächtnis, dass Constantin gleich nach seinem Sieg über Maxentius an der Milvischen Brücke (28.10.312) den Verfolgungen nicht nur definitiv ein Ende setzte, sondern durch die Mailänder Vereinbarung mit Licinius (ca. 250-325) 313 der Kirche freie Entfaltung gewährte und ihr im Ordnungsmodell des *Ius publicum* und des *munus principis* vielfältige Förderung angedeihen ließ. An diese Feierlichkeiten erinnert noch heute die Basilika S. Croce in Via Flaminia, wo ein zu dem Constantin-Jubiläum reproduziertes *Labarum* aufbewahrt wird sowie eine Gedenktafel, die Papst Pius X. an den *Saxa Rubra* mit der Inschrift anbringen ließ: Mit dem Sieg Constantins *divinitus* und seiner Konversion zum christlichen Glauben sei der Menschheit eine glücklichere Epoche eröffnet worden.

Im Zusammenhang mit Adolf Hitlers (1889-1945) protestantischer Reichskirche der „Deutschen Christen“ mit Reichsbischof Ludwig Müller (1883-1945) an ihrer Spitze wurde auf der II. evangelischen Synode in Barmen 1934 und nach 1945, vereinzelt auch in Diskursen katholischer Intellektueller im Kontext des Eucharistischen Kongresses in München 1960, gegen ein vermeintliches „Konstantinisches Zeitalter“ als einer Epoche der Selbstentfremdung des Christentums durch den Pakt mit der staatlichen Herrschaft, durch seine Legalisierung und seine Identifizierung mit der abendländischen Kultur polemisiert, ohne dass eine sachadäquate Bestimmung des Begriffs des „Konstantinischen Zeitalters“ erfolgte. So wurde auf katholischer Seite (z. B. Marie Dominique Chenu OP (1895-1990)) am Vorabend des II. Vatikanischen Konzils (1962-1965) gefordert, die Kirche müsse sich aus der Umklammerung temporaler Machtansprüche die auf das *Constitutum Constantinum* (9. Jahrhundert) zurückzuführen sei, befreien, um ihren evangelischen und prophetischen Auftrag erfüllen zu können.

So wenig die Politische Theologie des Staatsrechtlers Carl Schmitt (1888-1985) die heilsgeschichtlichen Prämissen der Theologie des Eusebius von Caesarea zu würdigen wusste und so sehr auch der Patrologe Erik Peterson (1890-1960) in seiner Kontroverse mit Carl Schmitt die Geschichtstheologie auf eine Theologie des Politischen reduzierte, so sehr kann die Geschichtstheologie des Patrologen und Kirchenhistorikers Hugo Rahner SJ (1900-1968) im heutigen Diskurs um die Constantinische Wende Geltung beanspruchen, wenn er im Blick auf die Constantinische Wende und der durch sie eingeleiteten welthistorischen Zäsur von der Theologie der Inkarnation ausgehend vor einem „ungeschichtlichen Esoterismus“ warnend diese Wende in den „Ursprung der christlichen Staatslehre“ (Röm. 13,1-7) verortete und als irreversibles, heilsgeschichtliches Phänomen verstand. In Hugo Rahners Ansatz treffen sich *fides* und *ratio*, Theologie und Geschichtswissenschaft:

Wenn auch in der heutigen Forschung auf das Toleranzedikt des Galerius (250-311) abgehoben wird und die Religionspolitik Constantins in der Tradition der kaiserlichen Ordnungspolitik des *munus principis* im Rahmen des *Ius Publicum* verortet wird, so darf gleichwohl die theologische

Hermeneutik der *Memoria* Geltung beanspruchen, die am Paradigma der Constantinischen Wende im Sinne der Kirchenväter den Heilsauftrag der Kirche im Spannungsfeld von Transzendenz und Immanenz, Kultur und Politik, Kirche und Staat verwirklicht sieht, da Constantin in der geduldigen Überwindung der Widerstände der paganen Eliten den Durchbruch zur Inkulturierung des Evangeliums bewirkte und damit dem Christentum zur universalgeschichtlichen Bedeutung verhalf. Durch eine solche *fides* und *ratio* verbindende Optik wird 2012/13 zur Constantinischen Wende ein kirchlicher und zivilgesellschaftlicher Erinnerungsraum konstituiert, in dem Diskurse zwischen Religion und säkularer Öffentlichkeit, zwischen der Kirche mit ihrem Öffentlichkeitsanspruch und dem freiheitsschützenden Staat, der um seine geistig-normativen Voraussetzungen weiß, die er selbst nicht schaffen kann, geführt werden. Normativer Maßstab für solche Diskurse kann außer der Rezeption wissenschaftlicher Forschungsergebnisse zur Constantinischen Wende ein Diktum des Religionsphilosophen Remi Brague sein: “Le Christianisme unit le divin et l’humain là où il est facile de les distinguer, il distingue le divin et l’humain là où il est facile de les unir”.